**Auf geht´s, ab geht´s – ein Jahr in den USA**

Wenn man von einem Auslandsjahr zurückkehrt, wird man oft mit der Frage konfrontiert „Und? Wie war´s?“. Versuch mal, 10 Monate in weniger als drei Doppelbögen umfangreich zusammenzufassen. Dementsprechend schwierig wird es werden, diesen Bericht hier zu schreiben, aber das ist auch gut so. Wie ätzend wäre es denn, wenn ich auf eben diese Frage in ein paar Sätzen antworten könnte und dann das Gefühl hätte, alles gesagt zu haben? Ich glaube, in 20 Jahren werde ich immer noch Dinge zum ersten Mal erzählen, schon weil ich bei einigen Geschichten, die ich erlebt, und Menschen, die ich getroffen habe, erst nach und nach merke, was für einen Einfluss sie auf mich hatten und wie verdammt erzählenswert sie sind.

Des Weiteren ist es schwer, nur aus meiner Perspektive zu vermitteln, wie es ist, ein Auslandsjahr zu machen und was es mit einem selbst macht. Ich wusste schon seit der achten Klasse ganz sicher, dass ich eins machen würde. Sarah aus meiner damaligen Klasse hingegen hat diesen Entschluss ca. ein halbes Jahr, bevor es „auf geht‘s, ab geht‘s“ hieß, gefasst. Sie war in einer wohlhabenden Familie im warmen Florida, ich bei einer absolut bewundernswerten allein lebenden Frau im kalten Ohio. Sarah war auf einer „typisch amerikanischen“ High School, ich auf einer „Schwarze-Mehrheit-Schule“. Über die Unterschiede unseres Auslandsjahres könnte man Bücher schreiben; nicht umsonst hat irgendjemand mal gesagt „In Amerika findest du alles und von allem auch nochmal das Gegenteil“. Da ich also eh nichts anderes machen kann, werde ich jetzt einfach ganz frei und einseitig ein bisschen von meinem Auslandsjahr und dem Weg dahin erzählen.

Als ich in der Grundschule war, war meine älteste Schwester in dem Alter, in dem ihre Klassenkameraden sich langsam Gedanken machten, ob für jemanden von ihnen ein Auslandsjahr in Frage käme. Seitdem diese Idee einmal bei uns zu Hause angesprochen worden war, wusste ich, ich würde mal ein Jahr in England leben wollen. In der achten Klasse beschloss ich dann, mich in der Zehnten für ein Stipendium des Parlamentarischen Patenschafts-Programms zu bewerben, das allerdings nur Schüler nach Amerika entsandte. Long story short ich wurde zweite, bekam das Stipendium also nicht. In den letzten zwei Jahren war der Wunsch nach „so anders wie möglich, aber Englisch und bezahlbar“ jedoch so groß geworden, dass mir England zu nah und behütet schien und ich nur noch nach Amerika wollte. Auch war mir von vornherein klar, dass ich nicht nur ein halbes, sondern das Maximum also ein ganzes Schuljahr ins Ausland wollte. Bis heute habe ich noch nie davon gehört, dass jemand die Entscheidung für ein ganzes, sondern immer nur für ein halbes Jahr bereut hätte. Mit Geld meiner Eltern, Großeltern, Paten und Freunden der Familie haute es dann irgendwie hin und ein paar Monate später hieß es: auf nach Toledo, Ohio!

Da landete ich erst einmal in einer ziemlichen „Messibude“. Mit der Familie verstand ich mich super, sie sagten mir allerdings, sie seien nicht anders aufgewachsen und hätten auch nicht die Zeit, großartig etwas zu ändern. Damit stand dann ein Familien- und Ortswechsel an und einen Monat später befand ich mich schon in meinem geliebten Lima, Ohio.

Da hatte ich auf jeden Fall mein „so anders wie möglich“. Ich bin in einer sechsköpfigen Familie aufgewachsen und lebte nun mit einer alleinstehenden Frau zusammen. Ich besuchte eine Schule, an der 70% der Schüler „people of color“ waren. Ich ging auf Wunsch meiner Gastmutter dreimal die Woche in die Kirche, machte jeden Tag zwei Stunden Sport, eine Stunde Dramaclub und hatte Fächer wie „Meisterwerk Chor“ und Psychologie. Mit meinen Freunden hatte ich Wettkämpfe, Konzerte und Musicalaufführungen. In der Freizeit bewarfen wir mit sportlichem Ehrgeiz Häuser mit Klopapier, fuhren im Auto herum (ich redete mir ein, dass ich mir das durch mein jahrelanges Vegetarierdasein aus ökologischer Sicht die paar Monate leisten könnte), aßen Fastfood, gingen zu Football- und Basketballspielen, fuhren in Freizeitparks und aßen noch mehr Fastfood. Meine Gastmutter gab sich alle Mühe, mir trotz ihres spärlichen Einkommens von den USA so viel wie möglich zu zeigen. So fuhren wir im Laufe der Zeit zu den Niagarafällen, nach Columbus, Chicago, Washington D.C., Indiana, Michigan und Florida. Damit hatte ich von Amerika deutlich mehr gesehen als der Großteil meiner amerikanischen Freunde.

Außerdem profitierte mein Englisch natürlich stark vom Auslandsjahr, obwohl Syntax an meiner Schule nicht gerade großgeschrieben wurde. Da regierte eher Slang, auch Konjugation fand bei vielen nicht so wirklich statt. Ich lebte ja nun aber nicht in der Schule und so hat es mir also doch zu einem sehr guten Ergebnis im Abitur auf erhöhtem Leistungsniveau verholfen.

Am Anfang beschrieb ich den Start mit den Worten „auf geht‘s, ab geht‘s“ und das ist auch für das ganze Jahr repräsentativ. Es gab viele Aufs und Abs. Vom Familienwechsel abgesehen zeigten sich nach und nach weitere Herausforderungen. Ich war die erste Austauschschülerin, die meine Schule jemals hatte. Viele waren zusammen aufgewachsen und kannten sich seit dem Kindergarten. So wirkte ich auf einige erst einmal wie ein Alien und sie mussten zunächst auftauen und sich an mich gewöhnen. Meine Schule war eine ziemliche „Problemschule“. Oft sagten mir Leute, ich hätte Pech gehabt, in Lima und an dieser Schule zu landen. Ich habe Lima Senior High School aber sehr zu lieben gelernt und verdanke ihr mit allen ihren Schülern und Lehrern, dass sie meinen bis dortigen Erfahrungshorizont ordentlich durcheinandergebracht hat. Seitdem ich wieder in Deutschland bin, hatte die Schule schon fünf Austauschschüler, da mehrere Familien diese Möglichkeit nun in Betracht zogen und Schüler aufnahmen. Sämtliche Schwierigkeiten hatten auf irgendeine Art und Weise immer ihren Sinn. Mit meiner Gastmutter stritt ich mich manchmal genauso wie mit meinen Eltern, was irgendwie bewies, dass wir uns nahe genug standen, um auch mal laut zu werden und Dinge auszudiskutieren. Auf der anderen Seite habe ich die Erfahrung gemacht, dass es Leute gibt, die nicht mit sich reden lassen und dass es in Ordnung ist, „to agree to disagree“. Das kann oft ertragreicher als ewige Diskussionen sein, die ins Nichts führen. Es bringt einem Gelassenheit und davon braucht man ganz viel im Leben. Des Weiteren sind während meines Auslandsjahres viele Menschen in Lima gestorben, was mich vor allem unser Gesundheitssystem hier noch einmal wertschätzen und nicht für selbstverständlich heißen lässt.

Diese Erfahrung machte auch Sarah während ihres Auslandsjahres, da ihre Gastmutter in dieser Zeit erkrankte. Trotz aller Schwierigkeiten bereuen Sarah und ich es genauso wenig wie alle anderen Austauschschüler, die wir kennengelernt haben, einfach mal aus der Komfortzone herausgegangen zu sein. Wir haben beide unseren Ort, unsere Schule und alle dazugehörigen Menschen ins Herz geschlossen und würden beide mit niemandem tauschen wollen. Oft denkt man sich in solchen Momenten „Mensch, hatte ich Glück, genau hier gelandet zu sein“. Während meines Auslandsjahres habe ich aber realisiert, dass dieses Glück weniger damit zu tun hat, was man geboten bekommt, sondern viel mehr damit, was man aus dem macht, was halt da ist. Die Platzierungen waren nicht von vornherein perfekt für uns. Wir haben sie dazu gemacht. Dass ich mich niemals der Ohnmacht hingeben muss, die aus den Zuständen um mich herum resultiert, sondern, dass es immer in meiner Hand liegt, mit was für einem Mindset ich meiner Umgebung begegne, ist eine Erkenntnis, die meiner Meinung nach jeder früher oder später im Leben machen sollte. Sie öffnet einem die Augen dafür, wie die Welt nicht nur ist, sondern vor allem dafür, wie sie sein könnte. Mit meinen Freunden und meiner Familie, die ich jetzt auf der anderen Seite der Welt habe, ist das das Kostbarste, was ich aus dem Auslandsjahr mitnehme. Und halleluja, bin ich froh, diese Erkenntnis eher früher als später gemacht zu haben. Also los, macht diese Erkenntnis selbst! Auf geht‘s, ab geht‘s!

Johanna Lazar (2020)